

Jan Wagner

Die Privilegien des Import-Export-Geschäfts

Dankesworte zum Werner-Bergengruen-Preis

Meine Damen und Herren,

es ist verblüffend, wie die Bücher, denen man sich überlassen, mit den Menschen, deren Bekanntschaft man gemacht hat, eine Verbindung eingehen. Die Lesehistorie und die eigene Biographie werden verwoben zu einer großen, rätselhaft schimmernden Textur, die für niemanden außer einem selbst von Bedeutung ist. Wie etwa könnte ich vergessen, daß die Ausgaben von Baudelaire und Rimbaud, die in meiner Bibliothek zu finden sind, eigentlich aus dem Besitz meiner Mutter stammen, einer Französischlehrerin, die schon vor Jahrzehnten die Hoffnung aufgegeben hat, ihre Exemplare jemals zurückzuerhalten. Auch will die Tatsache gewürdigt sein, daß es mein leidenschaftlicher Englischlehrer Jürgen Schneider war, der mich erstmals mit den Herren Shakespeare, Blake, Donne und Yeats bekannt machte, mich sie zu lieben lehrte und mir somit auf die Sprünge half, auf den entscheidenden Sprung vielmehr, über den Ärmelkanal nämlich, nach Großbritannien und Irland. Und selbst das opulente Werk Thomas Manns wird von einer nichtigen Szene aus meiner Schulzeit akzentuiert: Ich stand im dritten Stock des Ahrensburger Gymnasiums am Fenster, das auf den Raucherhof hinausging, zu welchem auch meine eigene Tabakabhängigkeit mich unwiderstehlich zurückzog, als ausgerechnet der schnöseligste meiner Klassenkameraden, überdies Nichtraucher, auf mich zutrat, einen mitleidigen Blick auf den Hof warf und mit bitterer Lippe sagte: „Glaubst du, irgendeiner von denen dort unten hat jemals den *Zauberberg* gelesen?“

Was nun Werner Bergengruen betrifft, so sind es gleich zwei seiner Bücher, die auf beglückende und nachhaltige Weise Teil meines Lebens und Lesens geworden sind. Von meiner älteren Schwester Kim erhielt ich, lange ist es her, die „Privilegien des Dichters“, ein viereckiges Büchlein aus dem Zürcher Arche Verlag, wo so viele von Bergengruens Büchern zu Lebzeiten publiziert wurden. Es enthält den titelgebenden Vortrag, den Bergengruen 1956 vor der Mainzer

Akademie der Wissenschaften und der Literatur hielt, sodann die Prosaauskunft „Warum dichte ich?“ und schließlich den „Antwortbrief an einen Mann, der sich nach meinen Steckenpferden erkundigte“. Von meinem Freund Peter Hamm wiederum, einem wahren Bergengruen-Kenner, erhielt ich das „Römische Erinnerungsbuch“, das der Untertitel „Ein Porträt der Ewigen Stadt“ zierte und das ich just vor meinem eigenen römischen Jahr zu lesen begann, und ganz so war es von Peter Hamm gedacht gewesen sein. Während dieses Jahres, 2011 war es, blätterte ich immer wieder darin, war doch Bergengruens Liebe zu Rom offenkundig für mich, der ich sie teilte und schon damals kein Gran Übertreibung in den folgenden Zeilen sah: „Der Abschied von Rom“, schreibt Bergengruen dort, „ist schmerzlich und ein Aufreißen der Seele. Er stellt einem alles Ungenügen des irdischen Zustandes vor Augen. Wer scheidet, nach einem Aufenthalt von Tagen oder von Jahren, der scheidet mit dem Bewusstsein, kaum erst begonnen zu haben. Und niemand weiß, ob er der Wiederkehr gewiss sein kann.“

Mit diesem „Römischen Erinnerungsbuch“ in der Umhängetasche ging ich nicht einfach nur durch Rom, ich erlernte vielmehr, was Bergengruen als „glückliches Schlendern“ bezeichnet, und ließ mir von ihm, unter anderem, die römischen Brunnen zeigen – nicht nur die berühmten wie den Schildkrötenbrunnen und den Neptunbrunnen, sondern all jene charmanten und versteckten Brunnen jenseits des Trevi-Trubels, etwa den in der Via Lata, wo ein steinerner Mann aus der Hauswand tritt und ein Fäßlein an die Brust drückt, aus welchem das römische Wasser springt, oder auch den originellen Eustachiusbrunnen am alten Universitätsgebäude, der mit einem Hirschgeweih und vier herausgemeißelten Büchern geschmückt ist. Meine Arbeitszeit indes widmete ich während des römischen Jahres dem Erfinden und Gestalten dreier imaginärer Dichter, unter ihnen ein römischer Flaneur mit der frivolen Angewohnheit, auch nach Goethe römische Elegien in klassischem Versmaß zu schreiben, ein Projekt, das schließlich als Buch publiziert wurde, als dessen

Herausgeber ich auch einen Apparat samt Fußnoten erstellte. Es versteht sich von selbst, daß Bergengruen in diesen Anmerkungen gebührend gewürdigt und zitiert wurde.

Meine große Schwester hatte, als sie mir ausgerechnet einige poetologische Schriften Bergengruens zusteckte, eine richtige Ahnung gehabt, fand ich doch allerlei, was mir nicht bloß zusagte, sondern mir geradezu verwandtschaftlich vertraut vorkam. Bergengruen zählt zu den Dichterprivilegien des Titelvortrags zunächst die berühmte poetische Lizenz, der künstlerischen Wahrheit, nicht der Wahrhaftigkeit dienen zu müssen, sodann unter anderem das Vorrecht des Regelbruchs, also neue Sprachformen zu finden und vielleicht gar zu etablieren; recht bald aber kommt er auf die Kehrseite all dessen zu sprechen, mußtmaßt, ob die Welt nicht grundsätzlich nur solchen Menschen Privilegien gönne, die sie für ganz und gar ungefährlich, vernachlässigenswert, unbedeutend hält? Laufen nicht, so fragt sich Bergengruen, alle genannten Privilegien einzig und allein auf die berühmte Narrenfreiheit hinaus? Denn der Dichter, fährt er fort, wirke ja auf seine Mitmenschen noch „fremdartiger als der Künstler jeder anderen Gattung; mitunter pittoresk, immer bedenklich. [...] Er hat kein Atelier, kein Werkzeug, kein Material und damit schon ein anderes Verhältnis zur Stofflichkeit. Man kann ihn nicht arbeiten sehen, denn ein vor sich hin glotzender Mann, der an einem Bleistift nagt und bisweilen ein Wort niederschreibt – andere Leute tun das auch –, ist ja kein Anblick.“ Der Dichter sei folglich, so Bergengruen, immer von etwas Lächerlichkeit umschwebt, und was sein Wirken und sein Werk angeht, steht es nicht besser. Und natürlich hat Bergengruen recht: Die Eliten schauen auf die Lyrik herab, weil sie just jene Sprache verwendet, die auch dem gemeinen Pöbel zugänglich ist, die Unterprivilegierten halten sie für ein Amusement der oberen zwei oder drei Prozent, die Alten neiden ihr die Leidenschaft der Jugend und die Jugendlichen die Weisheit des Alters. Selbst herzensgute Großmütter können sich ihrer Vorbehalte nicht entledigen und bleiben ewig skeptisch gegenüber der Lyrik und den Lyrikern, so wie meine angeheiratete schwäbische Oma Edith, die, wann

immer sie gefragt wurde, was der Mann ihrer Enkeltochter eigentlich beruflich so treibe, zur Antwort gab, ich sei im Import-Export-Gewerbe tätig – was, nebenbei gesagt, eine der gewitztesten Definitionen von Lyrik ist, die jedenfalls mir bekannt wäre: Etwas geht hinein, wird zwischengelagert und bearbeitet, und etwas geht wieder hinaus in die Welt, wird Teil des Lebens eines anderen.

Es ist eben eine Kunst für die Wenigen, kaum gesehen, wobei die feine Ironie und der sympathische Humor Bergengruen, auch seine gelegentlich eingestreuten amüsanten Anekdoten, überdecken, wie bedauerlich die Lage ist. Aber wer wollte sich deshalb beklagen und zu seufzen beginnen, wenn ja andererseits kaum etwas erhebender sein könnte, als Gedichte zu schreiben, sich dieser uralten und allen Umwälzungen standhaltenden Kunst zu widmen, deren Ausübung bekanntlich für immer jung hält, und, sofern man nur ein bißchen Fortune hat, in einem Gedicht zum „Höchsten“ gelangt, zum poetischen Gelingen also, zum glücklichen Augenblick, der, wie Bergengruen in seiner Weisheit anmerkt, stets nur „absichtslos geschehen“ kann?

Kurz: Man muß annehmen, daß es Bergengruen in seinem Gedicht „Totenklage um Samogonski“ keineswegs um jenen selbstgebrannten Schnaps geht, den man im Russischen mit Samogon bezeichnet, sondern durch den Schnaps hindurch auf jenes andere Hochprozentige zielt, auf die Poesie, die sich selbst genügt, nichts benötigt als den Taumel von Sprachbild und Lautmusik:

„Welcher Ruhm? Er brannte, brannte Branntwein,/ brannte Branntwein, wie kein andrer brannte,/ und sein Branntwein brannte wie kein andrer.“ Wir dürfen diesen Schnapsbrenner als Selbstporträt verstehen, denn darum, nicht wahr, geht es doch: Brennen muß es, in einem selbst, im Gedicht. Daß Sie, die Werner-Bergengruen-Gesellschaft, und Sie, liebe Mitglieder der Jury, diese Notwendigkeit ebenso klar sehen, ist ein Anlaß zur Freude, und daß Sie das Brennen Werner Bergengruens auch in meinen Zeilen zu erkennen meinen, gar noch den Ruhm hinzufügen, indem sie mir den nach ihm benannten Preis zuerkannt haben, freut mich nicht nur – es berauscht mich. Vielen Dank.